

Der Institutsleiter in der Niederlassung

PROJEKRÄUME Stefan Riebel ist Mastermind des „Instituts für alles Mögliche“. Dessen Name ist Programm: Riebel will künstlerische Aktivitäten initiieren mit offenem Ergebnis. Jetzt feiert das Institut seinen vierten Geburtstag

VON TILMAN BAUMGÄRTEL

Stefan Riebel scheinen die vakanten Räume so zuzulaufen wie anderen streunende Katzen oder unzuverlässige Liebhaber. Als der Künstler 2010 nach Berlin kam nach seinem Studium an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst, gelang ihm auf Anhieb etwas, womit sich andere Neuberliner monatlang herumplagen. Er fand eine Unterkunft, wie er sie sich vorgestellt hatte: eine Ladenwohnung im Wedding, die ihm sowohl als Wohnung wie als Atelier dienen konnte. Und in der er bald begann, mit Künstlerfreunden zusammenzuarbeiten.

Weil ein Ausstellungsort nicht genug ist, suchte sich Riebel schnell einen zweiten Raum, ebenfalls im Wedding. Und weil der Künstler dafür kein striktes Konzept aufstellen, sondern sie als Räume für experimentelle Kunst betreiben wollte, nannte er das ganze „Institut für alles Mög-

liche“. Das feiert diese Woche seinen vierten Geburtstag.

Der erste Raum ist heute die „Zentrale“ seines imaginären Instituts, die zweite Wedding Adresse dessen „Berliner Niederlassung“. In Mitte wurde in der ehemaligen Galerie Art Acker eine „Abteilung für alles andere“ eröffnet, an der Neuköllner Sonnenallee ein „Büro für bestimmte Dinge“. Inzwischen betreibt der 31-Jährige noch zwei Räume in Leipzig: das „Ministerium“ und die „Zuständige Behörde“. Eine Außenstelle in Stockholm soll demnächst dazukommen, eventuell auch eine Werkstatt in Weisensee, die als „Betriebsgelände“ zum Co-Working-Space ausgebaut werden soll.

Eine Art Residency

All das managt Riebel ehrenamtlich mit Hilfe seiner Schwester, Praktikanten und zwei vom Arbeitsamt bezahlten Kräften. Seinen Lebensunterhalt verdient er als wissenschaftlicher Mitarbei-

ter an der Leipziger Kunsthochschule. Die Miete seiner aktuell fünf Räume wird dadurch bezahlt, dass er sie für kurze Perioden an ausländische Künstler vermietet. Als Ferienwohnungen für Kreative will er das nicht verstanden wissen. Dafür seien sie viel zu billig: Die Miete soll nur die Unkosten für den Betrieb des Instituts decken. Das Ganze sei eher eine Art Residency-Programm, bei dem Ausstellungen und Projekte entstehen sollen.

Und den eingeladenen Künstlern solle es „nicht ums Verkaufen gehen“, sagt er, sondern darum, diese „Freiräume für Experimente und Versuche“ zu nutzen. „Ich stelle auch nichts her, was man anfassen und verkaufen kann. Dass Kunst einen exakten finanziellen Gegenwert haben soll, finde ich eher befremdlich“, so der Konzeptkünstler. Mit dem Institut für alles Mögliche will er daher – der Name ist Programm – künstlerische Aktivitäten mit offenem Ergebnis initiieren.

So wurden im Institut schon Ausstellungen auf USB-Sticks gezeigt, für die jeder Kunstdateien auf dem eigenen Flashdrive mitbringen konnte. Jeden Monat findet die Roboter-Hausmusik statt, bei der musizierende Maschinen zusammengebastelt werden. Beim „Berlin Art Battle“ spielen Künstler gegeneinander Backgammon oder mit der Carrera-Bahn. Die meisten Ausstellungen sind Experimente, die scheitern können, und dauern nur wenige Tage. Für Riebel soll das Institut ein „Möglichkeitenraum“ sein, „in dem Erfahrungen, Verknüpfungen und Austausch stattfinden können“, nicht endgültige Meisterwerke festgeklopft werden. Etwa 150 Ausstellungen, Performances, Vortragsabende und Partys hat er in vier Jahren organisiert, schätzt er. Ihre genaue Zahl weiß er nicht.

So hat sich das Institut für alles Mögliche im Laufe der Zeit zu Riebels größtem künstlerischen Projekt entwickelt, obwohl er

„Ich stelle nichts her, was man anfassen und verkaufen kann. Dass Kunst einen exakten finanziellen Gegenwert haben soll, finde ich eher befremdlich“

STEFAN RIEBEL

gleichzeitig als Künstler immer noch erstaunlich produktiv ist und Medieninstallationen, Performances und Webarbeiten schafft. Aber das Institut ist für ihn eine eigene soziale Skulptur geworden, „die sich langsam durch die ganze Stadt gräbt“. Und deren Betrieb nur wenig mit Konzeptkunst, aber viel mit handfester Arbeit zu tun hat.

Riebel fängt an, die verschiedenen Positionen aufzuzählen, die er als Institutsleiter ausfüllen muss: Kurator, Bauarbeiter, Maler, Manager, Aufbauhelfer, Pressesprecher, Webmaster, Barman, Buchhalter, Hausmeister, Reinigungskraft und Wäschedienst. Und wenn die vortragende Künstlerin Probleme mit ihrer Powerpoint-Präsentation hat, guckt er, was mit dem Computer los ist. „Manchmal frage ich mich schon, warum ich das alles eigentlich mache“, sagt er.

Das Institut ist nur einer der vielen Projekträume, die in Berlin bestehen. Ihre genaue Zahl weiß niemand, aber die meisten wursteln sich mit ähnlichen Methoden der Selbstaussbeutung so durch – wenn auch niemand sonst mit so vielen Räumen und Veranstaltungen wie Riebel. Die französische Kunstwissenschaftlerin Séverine Marguin hat 2011 in einer Studie über die Berliner Projekträume konstatiert, dass sie „eine zentrale und oftmals unterschätzte Rolle im Kunstfeld“ spielen, weil sie jungen Künstlern die erste Gelegenheit geben, ihre Arbeit zu zeigen. Jedenfalls sind sie eine Berliner Spezialität: In keiner anderen westeuropäischen Metropole ist es noch möglich, mit vergleichbar geringen Mitteln einen Kunstraum zu betreiben.

„Wir locken Bioläden an“

Oft sind die Projekträume freilich erste Vorboten einer Aufwertung von Wohnquartieren, wie derzeit in Nord-Neukölln, Wedding und Moabit zu beobachten ist. Über diesen Aspekt seiner Projekträume ist sich auch Riebel im Klaren und hat darum gleich noch eine virtuelle „Agentur für beschleunigte Gentrifizierung“ im Internet aufgemacht. Auf deren Website heißt es: „Wir richten trendige Offspaces und Galerien ein. Wir betreiben angesagte Cafés, Bagelläden, Bars & Clubs. Wir locken Bioläden und Kitas an. Wir machen Szeneviertel. Wir sind viele.“

Das Institut im Netz: www.i-a-m.tk



Er macht einfach alles: Stefan Riebel in einem seiner vielen „Möglichkeitenräume“ Foto: Christian Mang

Die Klappe ganz weit aufreißen

KONZERT Das Brian Jonestown Massacre ist ein gut gepflegter Ego-Trip von Anton Newcombe. Am Sonntag spielt er im Postbahnhof

Wie wird man eigentlich ein Genie? Die sicherste Methode ist immer noch: sich möglichst erratisch benehmen, kräftig rumzicken, zwischen durch einfach mal verschwinden, katastrophale Geschäftsentscheidungen treffen, sich mit dem eigenen Publikum streiten und – ganz, ganz wichtig! – eine richtig große Klappe haben. So hat es jedenfalls Anton Newcombe geschafft, sich einen Status als kultisch verehrtes Genie zuzulegen. Denn das wird immer noch, dem Klischee sei Dank, vornehmlich in den Grenzbereichen zum Wahnsinn vermutet.

Doch auch ein Grenzgänger wie Newcombe wird älter und ru-

higer. Nachzuhören ist das auf „Revelation“. Es ist das bereits 14. Album des Brian Jonestown Massacre, die eigentlich keine Band sind, sondern eher ein gut gepflegter Ego-Trip des mittlerweile 46-jährigen Newcombe, der die Bandmitglieder bisweilen schneller wechselt, als diese den Bandnamen auswendig lernen können.

„Revelation“ ist nun das erste Album, das Newcombe komplett im eigenen Studio in seiner Wahlheimat Berlin aufgenommen hat. So eingängig, freundlich und mittelschnell kam er niemals zuvor daher. Keine Lärmexzesse mehr, kaum mal ein Ausflug ins Atonale. Stattdessen klingen die Songs mit ihren akustischen Gitarren, dem un-

vermeidlichen Tamburin und gelegentlichen Bläsern zwar nicht eben wie der Soundtrack zur Invasion der Blumenkinder, aber doch entschieden aufgeräumter, als man es von Newcombe kennt. Bei ihm waren die goldenen Sixties immer sehr viel verderbter und dunkler, in seinem Kosmos regierten eher die Velvet Underground, die Beach Boys waren stattdessen eingeladen, wenn die großen Jungs feierten.

Bereit, die Karriere gegen die Wand zu fahren

Wie radikal Newcombe dem Bösen nachforschte, wurde erstmals einem größeren Publikum durch den Dokumentarfilm „Dig!“ aus dem Jahre 2004 be-

kannt. In dem werden ausführlich die Freundschaft und das anschließende Zerwürfnis zwischen dem Brian Jonestown Massacre und den ungleich erfolgreicheren Dandy Warhols nachgezeichnet, drogeninduzierte und bisweilen handgreifliche Auseinandersetzungen inklusive. Seitdem hat Newcombe seinen Ruf weg: Ein großwahnsinniger Irre, der notfalls auch bereit ist, die eigene Karriere gegen die Wand zu fahren.

Dass Newcombe 2008 nach Berlin zog, wirkte ein wenig wie die Flucht vor dem eigenen schlechten Image. Mittlerweile aber hat er dem Alkohol abgeschworen und ist Vater eines Sohnes geworden, der den reizenden Namen Wolfgang Gott-

Die neue Platte „Revelation“ ist das erste Album, das Newcombe komplett im eigenen Studio in seiner Wahlheimat Berlin aufgenommen hat. So eingängig kam er niemals zuvor daher

hardt Newcombe trägt. Das mag zu der musikalischen Wandlung beigetragen haben, die auf „Revelation“ nachzuhören ist. In Interviews allerdings demonstriert Papa, dass er immer noch ganz der Alte ist, schimpft auf Kollegen und regt sich auf über den Zustand der Welt. Und wenn man ganz genau hinhört auf „Revelation“, dem fiesem Hall nachspürt oder den tief im Magen vibrierenden Zwischentönen, dann merkt man, dass Anton Newcombe wohl doch zu recht seinen Ruf als Genie weg hat: So hinterlistig lieblich klang der Wahnsinn selten. **THOMAS WINKLER**

■ The Brian Jonestown Massacre: „Revelation“ (A Recordings/Cargo), live am 8. 6. im Postbahnhof